

Zufall und Schicksal.

Ein Feldpostbrief meldete kürzlich folgenden Vorfall: Die Bedienungsmannschaften eines Geschützes hatten bereits viele Wochen in ihrem Unterstand zugebracht. Obgleich die feindlichen Granaten die nähere Umgebung des Unterstandes mehrmals am Tage heimgesucht, waren sie doch stets unberührt geblieben. Eines Tages nun entsetzten sie sich zu irgend einem Zwecke aus ihrer unterirdischen Wohnung. Als sie zurückkehrten, war sie durch einen Vortreffler vollständig zerstört worden. Welch' glücklicher Zufall! so schloß der Brief, daß wir ausgerechnet in dem Augenblicke unseren Unterstand verlassen mußten, als die Granate schon bereit lag, die uns hätten auch nur eine halbe Stunde länger verweilt, in tausend Fetzen zersplittern lassen.

Ein anderer Brief meldete folgende Begebenheit: Unsere Feldstücke konnte wegen der Nähe der feindlichen Schützengräben nie ganz die an unsere Stellung gebracht werden. Sie blieben daher etwa drei Kilometer hinter unserer Front in einer Deckung. Täglich wurden nun einige Soldaten kommandiert, die das Essen in Eimern nach dem Schützengraben bringen mußten. Der Transport war natürlich sehr gefährlich, da unter Granen und das Gelände hinter ihm fast unausgesetzt beschossen wurden. Trotzdem ist während dieser ganzen Zeit niemals einer der Essenholer auch nur verwundet worden. Eines Tages nun wurde das feindliche Feuer merklich schwächer, bis zuletzt nur noch einzelne wie verweht herüberfliegende Geschosse in der Nähe unseres Grabens mit ganz geringer Kraft niederfielen. Die Gefahr für die Essenholer war also nahezu beseitigt. Da wurden, nachdem dieser Zustand bereits einige Tage angehalten hatte, zu gewohnter Zeit wieder die Essenholer kommandiert. Unter ihnen auch der Russetier M. Seine Kameraden waren bereits im Schützengraben angelangt, als er wenige Schritte vor seinem Ziel, die Eimer noch einmal zum Wechseln niederlegte. In eben dem Augenblicke jedoch, als er sich bückte, um die Eimer wieder in die Hände zu nehmen, traf ihn eines jener verwehten Geschosse. Es hatte ausgerechnet die Herzgegend getroffen und noch gerade soviel Kraft beibehalten, daß bis zum Herzen durchzuarbeiten. Nach einigen Sekunden schon betrauerteten wir unseren toten Kameraden. Welch' tragischer Zufall, so schloß dieser Brief.

So kann man täglich Mitteilungen aus dem Felde lesen, die betrübende oder erfreuliche Nachrichten über das Spiel des Zufalls enthalten, so daß man den Eindruck gewinnt, daß das Leben der Soldaten völlig dem Zufall überantwortet sei. Durch glücklichen Zufall kommt einer mit dem Leben davon, durch unglücklichen Zufall wird der andere tödlich getroffen. Der Zufall hat's gewollt! so hört und liest man täglich und allertorten. Und dem einen ist dieses Wort Trost, dem anderen aber reiht es Worte bitteren Paders von den Lippen. Immer zwar spielt der Zufall eine gewisse Rolle in unserem Leben; selten aber ist es, daß er das Leben der Menschen so رهتlos zu beherrschen scheint wie im Kriege.

Was ist nun dieses Unheimliche, Unberechenbare, was die Menschen den Zufall nennen? Ist es eine über aller menschlichen Erkenntnis und Kraft schwebende Gewalt, der die Menschen ohnmächtig preisgegeben sind? Oder hat auch der Zufall seine Begründung in realen Verhältnissen, die wir verändern und meistern können, so daß dem Spiel des Zufalls mehr und mehr von seinem Boden abgerungen werden kann?

Die Menschen wollen auch die geheimnisvollsten Erscheinungen des Lebens ergründen. Sie haben deshalb auch stets der Ursache des Zufalls nachgehört. Die Antworten auf die Frage nach der Ursache des Zufalls sind natürlich sehr verschieden gewesen. Er ist der Wille der Gottheit, der uns Menschen ein ewiges Rätsel sein wird, sagen die einen. Durch ihn waltet das Schicksal, sagen die anderen. Was uns Menschen als Zufall erscheint, ist der wohl vorbereitete Plan des Fatums, der längst vor unserer Geburt festgelegt wurde und dem wir machtlos preisgegeben sind, sagen die dritten. Im Islam, dem Glauben der Türken, ist die Schicksalsidee am konsequentesten ausgeprägt. Danach ist das Leben nichts als die bloße Vollendung der Schicksal, die das Unerbittliche Schicksal von Anbeginn der Welt für jeden Menschen gezogen hat. Ein Entrinnen aus diesen Schicksal ist nicht möglich. Der Mensch hat, willenlos, nur die Rolle zu spielen, die das Schicksal für ihn bestimmt hat. Alles Tun der Menschen ist nichts als die Ausführung des Schicksalswillens. Der Mensch befindet sich in absoluter Abhängigkeit vom Schicksal, und er kann nichts unternehmen, was dem Willen des Schicksals zuwiderläufe. Er ist der Sklave des Schicksals. In der Wirklichkeit hat sich diese Lehre Mohammeds umgesetzt in die materielle Verwirklichung der islamitischen

Vollkommenheit. Ein gewaltigeres Mittel zur absoluten Beherrschung der Völkermassen konnte es kaum geben als den mohammedanischen Fatalismus. Der islamitische Orient ist denn auch viele Jahrhunderte der Schauplatz despotischer Organe gewesen.

Ihren ergreifendsten Ausdruck hat nun die Schicksalsidee in den Mythen und Sagen der alten Griechen gefunden.

König Oedipus mußte seinen Vater töten und mit seiner Mutter Kinder zeugen. So wollte es die Gottheit. Keine Möglichkeit besteht für ihn, diesem Geschick zu enttrinnen. Alles, was er unternimmt, steht, ohne daß er's auch nur im geringsten ahnt, im Dienste des Orakelspruchs. Das Schicksal setzt seinen Willen durch. Ein entsetzlicher Fluch liegt auf Tantalos und seinem Geschlecht.

Tantalos hatte das Vertrauen der Götter mißbraucht, den Menschen Nektar und Ambrosia gebracht und den Göttern seinen eigenen Sohn Pelops zum Mahle vorgesetzt. Dafür wird er und sein ganzes Geschlecht verflucht.

Aber auch in der deutschen Literatur finden sich künstlerische Gestaltungen der Schicksalsidee. So in Schillers „Braub von Messina“, so in Grillparzers „Ahnfrau“, so in den Schicksalsdramen der Röllner, Berner und Houtwaldt. Und wenn Ibsen in den „Gespensern“ den Sohn an den Händen des Vaters zugrunde gehen läßt, so ist auch das ein Jugendstudium an die Schicksalsidee.

In allen diesen Schicksalsdichtungen spielt nun auch ein neues Moment eine Rolle: die Schuld. Der Fluch, der auf den Personen und Häusern lastet, ist die Folge einer Schuld, die der Väter begangen. Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Die Kinder selbst aber sind ganz unschuldig. Sie sind die Werkzeuge des Schicksals. Daß die Dichter immer wieder die Schicksalsidee zum Vorwurf nahmen, beweist, wie sehr diese Idee zu allen Zeiten von den Köpfen der Menschen Besitz ergriffen hat. Indem aber das Moment der Schuld in die Behandlung des Stoffes eingeführt wurde, wurde das Schicksal bis zu einem gewissen Grade wenigstens seiner Leberfümmlichkeit entleert. Denn die Schuld ist etwas Menschliches, setzt menschliches Handeln voraus. Zwar wurde dann die übernatürliche Gewalt des Schicksals wieder eingeführt durch die Heimsuchung gänzlich Unbeteiligter, Unschuldiger. Ein Beweis, daß die Dichter mit der Schicksalsidee nicht fertig werden konnten. Und am wenigsten ist das Schiller gelungen, dessen „Braub von Messina“ denn auch gar nicht tragisch zu nehmen ist. Viel tiefer blühte schon der größte Tragiker des Altertums, Sophokles, in das Wesen des Schicksals, indem er Oedipus über seine Söhne den Fluch wegen begangener Schuld aussprechen läßt. Nun hat sich der Begriff der Schuld aber im Laufe der Zeit sehr geändert. Die Schuld Tantalos bestand in der Verköhnung der Götter, die Schuld des Ahnfrauers in der „Braub von Messina“ in der Schändung des Ehebettes, die Schuld von Oswalds Vater im lieblichen Lebenswandel. Je nachdem die Gesellschaft ihre Anschauungen über die Sittlichkeit ändert, ändert sie auch den Begriff der Schuld wie auch den Begriff der Sünde. So strebte Goethe in der „Iphigenie“ über den alten Begriff der Schuld hinaus, der noch das Geschick des Tantalos bezwang, indem er den Fluchhann löste, der auf Orestes lag. Eine neue Anschauung mit neuen sittlichen Idealen war emporgelommen: die Humanität, vor der die alte, überlieferte Anschauung von Schuld und Sünde nicht mehr standhielt. Sie überwand die starre Formel der Schicksalsidee und setzte die Lichtigkeit des Menschen wieder in ihre Rechte ein. Goethe zeigte damit aber auch, daß der Begriff des Schicksals und der Schuld kein starrer, absoluter ist. Er hatte das Schicksal ja entthront und den Weg zum Glück der Menschen wieder freigegeben. Im „Faust“ zeigte er, welchen Weg der Mensch gehen müsse, um die Hemmnisse der Traditionen zu überwinden und zu eigenem und dem Glück der Menschheit zu gelangen. In diesem Drama wurde auch das Schicksal رهتlos überwunden, das durch die Verleitung Fausts mit Mephisto den Menschen zu erdroffen drohte. Der Mensch wurde frei; frei durch die gesellschaftliche Arbeit.

So ist das Schicksal keine starre Größe, kein ewig Unbestimmbares, kein willkürliches Spiel übernatürlicher Mächte?

Immer bezog sich der Begriff des Schicksals, ähnlich dem der Religion, auf das Unerklärliche oder doch wenigstens Unerklärte in der Umgebung der Menschen. Je mehr aber die Menschen ihre Umgebung in Natur und Gesellschaft kennen lernten, je mehr sie die Kräfte erkannten, die in ihr wirkten, desto mehr verblakte der Begriff des Schicksals, desto mehr verlor das Schicksal von seiner Furchbarkeit. Als die Seeschiffahrt noch in ihren Anfängen stand, waren die Schiffer dem Wind und Wetter, den Tiden des Meeres, seinen Strömungen und Klippen und Untiefen fast wehrlos preisgegeben. Das Meer war das große Geheimnis, voller Ungeheuerlichkeiten und Unheimlichkeiten; es war das große Unbekannte, und es ist erklärlich, daß die Volkspoesie es mit ge-

heuerlichen Wesen aller Art bevölkerte. Das Meer war das Schicksal des Schiffers. Kam er glücklich ans Ziel, so war ihm das Schicksal günstig gewesen; litt er Schiffbruch, so hatte ihn das Schicksal heimgesucht. Heute hat das Meer fast alles von seiner Schicksalsvollen Ungeheuerlichkeit verloren. Die Schiffe werden aus staßfestem Material gebaut, das allen Wellen trotzt; die Maschinen sind so stark, daß sie jeden Widerstand der Wellen spielend überwinden; Schotten sichern das Schiff fast zuverlässig vor dem Versinken; die Funkentelegraphie kann im Augenblicke der Gefahr Notsignale nach allen Richtungen geben. Durch diesen gewaltigen Fortschritt in der technischen Entwicklung der Seeschiffahrt ist die Sicherheit zur See so groß geworden, daß das Meer dem Menschen fast ebenso vertraut ist, wie das Land. Und ebenso wird es dereinst mit der Luftschiffahrt sein. Das Ungeheuer Schicksal, das früher auf dem Meere blindwütend waltete, ist durch die entwickelte Technik an die Stelle gesetzt worden. Und während früher der Schiffer sorgenvollen Blickes den gewitterten Himmel sich zusammenziehen sah, achtet er heute kaum noch der heraufziehenden Wolken. Und mag auch das Unwetter losbrechen, so sitzen die Passagiere doch unbesümmert in den Kabinen, in den Salons, spielen Billard oder Fußball, turnen und schwimmen, lassen sich ungehört die auserlesensten Lederbissen munden und die Setzpropfen fressen. Man hat die Kräfte kennen gelernt, die die Gewalt des Meeres überwinden; das Schicksal ist nicht mehr Herr über den Menschen, sondern der Mensch ist Herr über das Schicksal geworden.

So begegnen wir überall der Tatsache, daß der Mensch durch die tiefere Kenntnis der Natur das Wirken des Zufalls und des Schicksals in sehr engen Grenzen zurückdrängt, bis er es schließlich völlig ausschaltet. Es ist geradezu der hohe Beruf des Menschen, in dieser Richtung zu wirken und jeder Fortschritt, den er auf dem Wege zur Herrschaft über die Natur macht, nimmt dem Schicksal etwas von seiner Herrschaft über den Menschen. Je größer die Macht des Schicksals, d. h. der noch unerkannten und ungebändigten Weltkräfte ist, um so geringer ist die Macht des Menschen. Und umgekehrt. Durch die noch unverständlichen Kräfte in Natur und Gesellschaft wirken Zufall und Schicksal. Aber die Menschen arbeiten unablässig daran, die Herren ihres Geschicks zu werden.

Wenn nun aber in der heutigen Kriegszeit dem Werten des Schicksals wieder eine so große Bedeutung beigegeben wird, so erklärt sich das gar nicht schwer. Dieser gewaltige Krieg ist ja an sich ein Kampf der physischen und psychischen Menschenkräfte gegen die Technik. Nur weil die Kriegstechnik in allen ihren Verzweigungen eine so ungeheure Höhe der Entwicklung erklommen hat, daß der Mensch ihr gegenüber fast machtlos erscheint, deshalb scheint das Schicksal wieder mit so unerbittlicher Gewalt zu wirken; deshalb sind die Menschen fast wehrlos dem Zufall preisgegeben. Der Mensch steht seinem eigenen Produkt sozusagen machtlos gegenüber; die Rolle, die früher die Naturgewalten im Leben der Menschen spielten und die sie bis zu einem gewissen Grade ja auch heute noch spielen, diese Rolle unbegriffener Elementarmächte hat im Kriege die Technik übernommen. Sie hat Gewalt über den Menschen gewonnen; darum erscheint sie ihm so rätselhaft in ihrer Wirkung und vom Zufall beherrscht. Darum steht er hinter den feindlichen Kanonen und Maschinengewehren die Hand des Schicksals. Das Werk der Menschen steht auf gegen seine Erzeuger, um sie zu vernichten. Und die konzentrierte physische und psychische Energie, die die Erfindungsgebe der Menschen in die Kriegswerkzeuge zusammendrückt, ist mächtiger als die in Individuen aufgelöste Energie der Menschen.

Aber dieselben Kräfte, die nun Tod und Verzweiflung unter Millionen Menschen bringen, würden ungeahnten Segen verbreiten, wenn sie im Dienste der wertschaffenden Arbeit ständen. Dann wäre der Mensch wieder Herr seines Wertes, das ihm nun übermächtig und vom Schicksal geleitet erscheint. Der Krieg stellt die Menschen auf jene Kulturstufe, wo das Leben von Mitleiden und Unbegreiflichkeiten völlig beherrscht wurde, wo man das Schicksal als die dämonische Macht ansah, gegen deren Willen der Mensch zu wirken sich straflos nicht vermessen durfte und um deren Wändigung man seinen Gott anflehte.

Im Dienste der Arbeit aber würde alles Unheimliche vom Wirken der Technik schwinden; die Menschen würden ihr Werk nach ihrem Willen lenken und millionenfältigen Segen würde es über die Menschheit bringen. Schicksal und Zufall würden aus dem Reiche des menschlichen Geistes vertrieben. Die Menschen aber würden zu Herren ihrer selbst, zu Herren des Schicksals, zu den Herren der Welt. (Fortf. folgt.)

Die Erweckung der Maria Carmen.

28] Von Ludwig Brinkmann.

Wir haben zunächst Powell auseinandergesetzt, daß er durch Vergabe von lumpigen 5000 Pesos Anteile oder fast ein Viertel des gesamten Kapitals der neu gebildeten Asociación de Electricidad de los Mineros de Tavoche, die wir unter uns natürlich nur in der bekannten Abkürzungsweise mit A. E. M. T. bezeichnen, erhalten könne — gewiß ein annehmbares Geschäft. Dadurch spart er noch die Anlage einer Keferbemaschine.

Dann habe ich auch an die wichtigeren deutschen und amerikanischen Elektrizitätsfirmen geschrieben und Angebote auf zwei Eintausendkilowatt-Wasserturbogeneratoren, die den garantierten Konsum vollkommen decken können, auf die nötige Schaltanlage, auf Hochspannungstreitungs-material für zwanzig Kilometer und auf zwei kleine Transformator-Unterstationen eingeholt. Ich verlangte äußerste Preisstellung bei Barzahlung — ein kleiner Kniff, den ich anwandte, um gegen übertriebene Forderungen einigermaßen geschützt zu sein, wenn die Firmen hören, daß sie einen Teil des Geldes in Obligationen zu nehmen hätten.

Endlich aber mußte ich mich wieder den unmittelbaren Angelegenheiten des Imparcial zuwenden. Es war nämlich unterdessen das bestellte Oberleitungsmaterial angekommen, das die elektrische Energie zum Ausgang des Wetterstrotzes auf den Gipfel des Berges hinaufführen soll. Ich bin wieder auf ein paar Tage in den Wald hinausgezogen, um einige schlante Stämmchen, die ich im vergangenen Sommer so sorgsam geschnitten hatte, grauam abzuschlachten und zu Pfosten zu verwandeln; wir brauchen vom Maschinenhause den Rücken des Berges hinauf etwa dreißig Stück, und kaufen möchten wir keine; denn unser ursprüngliches Betriebskapital neigt sich immer mehr dem Ende zu, und wir müssen, müssen am Erge sein, ehe wir neues Geld aufnehmen; da heißt es sparen, überall!

Aber mir war es gar wehmütig ums Herz, als ich die einsamen Tage und Nächte im Hochgebirge zubrachte. Der schöne Wald war nun ganz vernichtet; nichts wurde getan, um unser Besitztum wieder in die Höhe zu bringen, das Herausgenommene wieder zu ergänzen. Und das ganze himmlisch schöne Gebirgstal hätte unser Eigentum schon seit Monaten sein können — wenn wir mehr Geld hätten! Ich

fühle es immer mehr, wie Stuarts Bier nach dem ersehnten Erge auch mich packt, wie mich die Leidenschaft nach der düsternen, geheimnisvollen, schicksalsreichen Tiefe erfaßt, dieses Fieber des Bergmannes, von dem Stuart so viel zu berichten weiß.

Die ganze Leitung ist fertig. Die drei kupfernen Adern glänzen in der Sonne; ich freue mich recht meines Wertes und kann mich nicht sattsehen an den feinen Fäden, die sich in leichter Krümmung von einem Vorgespanhalter zum anderen in kühnen Sprüngen die Felswände empor bis hinauf zum Gipfel des Berges hinziehen.

Es ist übrigens keine geringe Arbeit gewesen, das Kabel den engen und gewundenen Wetterstrotz hinabzubringen; aber mit einiger Geduld ist auch das gelungen. Nun ist die kleine Station unter Tage glücklich im Betriebe; das Kabel der ersten Pumpe ist mit der Lebertragitredde zu einer Art Ringleitung verbunden; das gibt außer der Stromersparnis gleichzeitig eine Reserve.

Die Abteupumpe, die überraschend schnell eingetroffen ist, haben wir heute endlich in Betrieb gesetzt; sie zieht das Wasser aus dem Schachte, und Stuart hat heute seit sechs Wochen die erste Stunde verbraucht, ohne über die erzwingende Noche zu klagen. Die kleine Fördermaschine ist allerdings noch nicht angekommen, aber vorläufig können wir uns ja behelfen und mit einer einfachen Winde und durch Menschenkraft die Pumpe langsam niederlassen.

Richard Dickinson hat wie ein Löwe gekämpft! Ich war während der zahllosen Konferenzen, zu denen sich tabakrauchend und disputierend die hervorragenden Minenteute von Tavoche in seinem Hause versammelt hatten, Zeuge von seinem Ringen. Endlich ist, schwerverfüllig genug, die A. E. M. T. gegründet worden. Ein jeder hatte andere Interessen, ein jeder wollte sich möglichst viele Rechte sichern, ein jeder sich an allen Pflichten vorbeidrücken; es war ein harter Kampf.

Es zeigte sich hier wieder einmal, wie ungeheuer schwer es ist, selbst die offenbar guten und nützlichen Gedanken in Wirklichkeit umzusetzen, wenn es der Zustimmung und Unterstützung einer Gruppe von Menschen bedarf. Für jede Verdrücktheit lassen sie sich leichter fanatisieren, als durch ein nüchternes, logisches, zweckmäßiges Rechenerempel überzeugen. Alles Verstandesmäßige ist dem Menschen angefühlst, steht im Widerspruch mit seiner Natur; das Gefühlsmäßige, Instinktive, Leidenschaftliche, das allein ist ihm eigen. Und ich machte dabei noch die andere Beobachtung: wenn man Menschen durch Vernunftgründe einfangen will, muß man

sie durch Einzelbearbeitung ins Garn locken; um die Leidenschaft zu entfachen, bedarf es des Resonanzbodens der großen Versammlung, damit ein leise angeschlagener Akkord mächtig in allen widerdröhnt.

Jedem Menschen, der auch nur den allergeringsten technischen Verstand hat, muß es einleuchten, daß hier etwas von großer Nützlichkeit und damit von guter Rentabilität geschaffen werden soll.

Aber trotzdem kam es jedem einzelnen recht sauer an, sich in dem immerhin erheblichen Umfange zu binden. Alle diese jungen Unternehmungen leiden am Kapitalmangel. Dazu muß man die allgemeine Lage berücksichtigen: der ganze Distrikt befindet sich noch keineswegs in einem Zustande der Beruhigung; nach mehr als einem halben Jahrhundert tiefen Winterschlafes waren vor kaum fünf Jahren die ersten Anfänge gemacht worden, neues Leben aus den Ruinen erblühen zu lassen; da war noch viele Unsicherheit, ob sich all diese Gruben, all die hier aufgewandten Gelder und Anstrengungen wirklich belohnt machen würden; da wechselten noch häufig die Besitzer: die einen, weil sie mit zu schwachen Mitteln an zu große Aufgaben herangetreten waren, die sie dann Leuten mit stärkeren Hilfsquellen überlassen mußten; die anderen, weil sie sich in der einen oder anderen Hinsicht enttäuscht sahen, und rasch entschlossen den Staub des Tales von Oaxaca von ihren Füßen schüttelten, um in einem gelegeneren Himmelsstrich die erträumten goldenen Früchte zu ernten. Endlich spielten allerlei politische Erwägungen mit; überall im Lande hörte man die Nachrichten von einer nationalen Gärung gegen die amerikanischen Ausbeuter; an einigen Plätzen im Norden des Landes ist es bereits zu offenen Arbeiterrevolten gekommen, die mehr nationalen als sozialen Charakter haben. Noch hält ja der greise Präsident des Reiches alle unruhigstimmenden Kräfte mit eiserner Hand, der gefährdeten „mano dura“, in Schranken; wird er aber immer gegen die ihm feindlichen Strömungen ankämpfen können? Und wenn ihn eine glückliche Revolution betriebe?

Gegen alle diese Unentschlössenheiten, diese Vorfrucht, diese Argumente hat Dickinson ankämpften gehabt, und doch hat er durch seine Unermüdlichkeit, seine Standhaftigkeit und sein gutes Beispiel das Unmögliche möglich gemacht: die A. E. M. T. wurde gegründet, die 50 000 Pesos wurden in die Nationalbank von Meriko eingezahlt — Powell hat selbstamerweise ohne Murren die 5000 Pesos des Imparcial bewilligt — und die Konsumkontrakte sind geschlossen. Auf dieser Basis konnte also weitergearbeitet werden — und Dickinson forderte mich auf, nun das Meins zu tun!

(Fortf. folgt.)

Die vergnügten Pessimisten.

Der Philosoph des Pessimismus fand zu Lebzeiten kaum Beachtung, geschweige denn Anerkennung. Heute gibt es eine Schopenhauer-Gesellschaft, die auch in diesem Jahre, obgleich ihr das „von sehr beachtenswerter Seite nahegelegt wurde“, auf ihre festliche Generalversammlung nicht verzichtete. Man trug fünf Tage lang in Düsseldorf zusammen.

Ein Festtrunk eröffnete die Tagung, wobei der Oberbürgermeister die Gäste begrüßte. Am anderen Tage, bei der ersten Sitzung, tat er das noch einmal, und dann sprach man über Schopenhauers Verhältnis zur gegenwärtigen Weltlage, über das man mit Recht geteilter Meinung war, da ja bisher keine persönliche Äußerung des Philosophen zu diesem Thema vorliegt.

Am folgenden Abend vereinigte man sich zu einem „vortrefflichen Festmahl“. Hierüber sagt der offizielle Bericht u. a.: „Anknüpfend an die Fabel von dem Hiel, welcher von Vater und Sohn schließlich auf den Schultern in die Stadt getragen wurde, behauptete der Vorsitzende, daß es ihm oft unmöglich sei, allen Wünschen gerecht zu werden; während die einen die Faltung im Jahrbuch und Einladungschrift allzu deutschfreundlich fänden, habe man andererseits die monströse Forderung erhoben, alle Mitglieder der feindlichen Staaten aus der Gesellschaft auszuschließen; — während viele die zur Anknüpfung persönlicher Beziehungen veranfaßte Festlichkeiten hochwillkommen hießen, habe ein anderes Mitglied großen Anstoß daran genommen, daß man bei der Frankfurter Tagung in dem von Schopenhauer bewohnten und dadurch geheiligten Hause die Gesellschaft zu einem festlichen Frühstück eingeladen habe; — und so habe es auch nicht an Stimmen gefehlt, welche der diesjährigen Tagung einen Mißerfolg voraussagten, während der Verlauf der heutigen Sitzungen sowie das gegenwärtige Festmahl den sichtbaren Beweis des Gegenteils erbracht habe. Ihm erwiderte der Herr Oberbürgermeister, daß der Vorredner trotz Schopenhauer noch so viel Optimismus besitze, es allen rechtmachen zu wollen, während ihn selbst die Erfahrung darüber belehrt habe, daß es unmöglich sei, alle Wünsche zu befriedigen, und daß man sich begnügen müsse, zu tun, was man nach bester Leberzeugung für das Rechte und Erwünschteste halte. Nach andere Reden erzeuften durch eine poetische Wismarckvision und die sympathischen Äußerungen eines holländischen Mitgliedes die Versammlung, welche durch ihr Zusammenbleiben bis gegen Mitternacht bewies, daß man sehr wohl die herbe Ethik Schopenhauers billigen und doch dabei ein fröhliches Herabwahren könne.“

Vom dritten Tage heißt es u. a.: „In der Abenddämmerung konnte man fröhliche Paare und Gruppen in dem weiten, schönen Garten des Wallstens lustwandeln sehen; später vereinigte sich alles zu animierter Unterhaltung in einem besonderen Saale dieses berühmten Sammelplatzes der Düsseldorfer Künstlerwelt.“

Der vierte Tag brachte einen Ausflug nach Venray: „Ein gutes Mittagsmahl im Hotel Hesse gab der Gesellschaft die Kraft zur halbständigen Wanderung durch den herrlichen Schlosspark mit seinen uralten Niefenbäumen bis an den Rhein, wo ein für uns bestelltes Motorboot die ganze Gesellschaft aufnahm und in genußreicher Rheinfahrt nach dem mittelalterlichen Städtchen Bönig führte.“

Hier erwartete uns in einem Hotel am Rheine an langer, festlich geschmückter und reichbesetzter Tafel der Kaffee, bei welchem ein freudiges Hoch auf den ungenannten Geber, dem man alle Veranstaltungen des Tages verdankte, ausgedrückt wurde.“

Schnell führte der Zug die frohe Gesellschaft von Venray nach Düsseldorf zurück, wo man sich zum Abschiedstrunk in der Tonhalle zusammenfand. — Aber das Abschiednehmen war nach so reichen Eindrücken und nach dem Anknüpfen so wertvoller Bekanntschaften nicht leicht zu bewerkstelligen, und da auch die zur Verfügung stehenden Mittel nicht erschöpft waren, beschloß die Gesellschaft, am folgenden Tage noch eine weitere Exkursion zu unternehmen.“

Man fuhr also am fünften Tage nach Kaiserwerth: „Hier wurde vor dem Hotel zum Burgthor im Angesichte des alten Kaiserhofes an sonniger windgeschützter Stelle das Mittagsmahl im Freien eingenommen.“

„Zeitweilen mußte aufgedröckelt werden, denn noch stand für den Abend ein letzter, nicht geringer Genuß bevor.“

Man ging nämlich ins Theater, um sich an den „drolligen Situationen“ von Shakespeares Lustspiel „Was ihr wollt“ — „nach allen Anstrengungen der letzten Tage“ zu erholen.“

Der Krieg hat vieles auf den Kopf gestellt. Zu seinen erfreulichsten Leistungen gehört es, daß er kubistische Bilder geschaffen hat, die man ohne Kommentar verstehen kann (wir haben solche im „Sturm“), und daß er die organisierten Pessimisten zu fröhlichen Menschen umschuf, die den Willen zum Leben entschieden bejahen. Wir stehen wirklich an einer Weltwende.

Theater.

Beffingtheater. „Seine einzige Frau“, Lustspiel von Julius Magnussen.

Der Däne Magnussen, dessen vor Jahren in Berlin aufgeführte Komödie „Der große Lote“ durch einen frischen Zug burlesker Satire interessierte, macht es sich hier bequem. Er ahmt den Stil jener Pariser Plauderstücker nach, welche die sonst üblichen Motive des Pariser Schwanks, auf dessen waaghafte Lieberenschaftsritze verzichtend, in spielerischer Konversationsform, auch gern mit einem eventuellen Einschub von „Gemüt“ behandeln, indes bei diesen, ihren vornehmern Mährten und psychologischen Sentiments im Grund auch nur, wie jene Posse, statt Menschen auf Draht gezogene Puppen bringen. Man wird den Eindruck einer nach Rezepten arbeitenden Rechnung, die dort auf Anstiftung bunten Trubels, hier auf irgendwelche erklügeltten Experimente eingestellt ist, nicht los. Und immer dreht sich das Spiel in jenem kleinen Kreis privilegierter Richtkreise, der sich in seiner Abgrenztheit von

allem, was dem Leben irgendwie Gehalt gibt, als die „Welt“ bezeichnet, und in der Halbwelt die notwendige Ergänzung findet.

Ein reicher, dreimal bereits geschiedener Lebemann, der seine Unbeständigkeit in der Liebe aus seiner allzu temperamentvollen Empfänglichkeit für die Musik erklärt, begegnet einem hübschen Mädchen, dem er verliebte Blicke zuwirft; er erfährt, das Fräulein sei seine eigene Tochter aus der ersten Ehe, und suggeriert sich darauf eiligst zärtlich väterliche Empfindungen. Es entzückt ihn, daß er nun für ein anderes Wesen sorgen kann, um so mehr, als er nach ihren toleranten Scherzen annehmen darf, sie werde im Zusammenleben ihm weitere Seitenstränge nicht verübeln. Das gibt die stigmatische Rolle für das Jdahl im Haus seines Kessens.

Der junge Herr hält es für gut, daß Eheleute sich möglichst wenig um einander kümmern. Er hat seine Kaffeehaus- und Literatenvorstellung vom „Weibe“, dem das eigene Fräulein zu seinem Leibweibe, meint er, nicht entspricht. Zu einfach, offen und vernünftig dünkt sie ihm. Bis sie ihm endlich einen Streich spielt, der seine Eifersucht aufstört. Ein großer Mime hat's ihr angetan, und freudestrahlend sagt sie ihm gleich nach dem ersten Zusammentreffen am Telefon ihren Besuch zu. Dieser müde Hergensbrecher, der sich trotzdem ein Herz gelobt hat, von Kurt Göy vorzüglich dargestellt, ist die geschickteste Rolle in dem Stück, doch aber auch nur Rolle. Die Unterhaltung mit dem journalistischen Interviewer, die Auseinandersetzung mit der geschiedenen Gattin, die den berühmt Gewordenen von neuem lauern möchte, sind voll wichtiger Pointen. Plant und bühnenwirksam bei mancher inneren Unwahrheit ist auch die Liebeszene, in der die Dame erst nach sehr beträchtlichen Verzögerungen sich auf die ihr in dem ersten Akt attestierte Unbeständigkeit bestimmen darf. Der Versuch im Gegensatz zur gewöhnlichen Theaterkonvention der Geschichte durch das Erscheinen des Ehemanns bei dem Rivalen eine originelle Wendung zu geben, mißlang, und mutete am Ende noch idemehaffter als die sonst übliche Schablone an. Dem Gatten sind seine Theorien von der Unvermeidlichkeit des Ehebruchs offenbar derart zu Kopf gestiegen, daß er's zu seinem rechten Jorn bringen kann. Er redet allerdings sonnenklar und rührt dadurch das Mitleid in des andern Seele. Als gute Freunde gehen sie auseinander und der Mime fährt sofort im Auto zu der jungen Frau, um sich mit einem Blumenstrauß für immer zu verabschieden. Nun ist der Peter Andreas wieder der einzige Mann. Daß er um sie gebangt hat, löst alle ible Laune in ihr aus — auch die Erinnerung, wie nah sie selbst dem Fall gewesen. Sie sieht sich als großmütig Verzeihende und der Verglachte will sich künftig bessern.

Eine sehr fein gearbeitete Aufführung verhalf der Kleinigkeit zu freudlichem Applaus. Neben Herrn Göy sind namentlich Traute, Dumle-Carlson, die die junge Frau reizend natürlich spielte und Forrests weisköpfiger Lebemann-Dufl mit dem weinroten gutmütigen Gesicht und dem sanften, elegisch abgeklärten Organ zu nennen.

Kleines Feuilleton.

Aus der Physiologie der Zelle.

Es ist schon seit langem bekannt, daß für den Ablauf des Lebens der Zelle das Zusammenarbeiten von Kern und Protoplasma nötig ist. Wenn man von einer einzelligen Amöbe mit Hilfe eines geeigneten Instrumentes ein Stück Protoplasma amputiert, ohne daß man ein Stück des Kernes mitbekommt, so ist das abgetrennte Protoplasma nicht lebensfähig; obgleich es noch in ständiger, eine bestimmte Zeitlang Bewegungen auszuführen und Nahrung zu fangen, so ist es doch nicht in stände, die Nahrung zu verdauen und zu assimilieren, so daß es nach einiger Zeit unfehlbar dem Tode verfällt. Ebenso geht ein vom Protoplasma isolierter Kern — Wertvoll hat solche Experimente an Einzelligen ausgeführt — unfehlbar zu Grunde. Nun hat, wie das Archiv für Protistenkunde berichtet, Karl Gruber diese Frage wieder aufgenommen und dabei einen außerordentlich interessanten Befund erhoben. Gruber hat nämlich neun Zehntel des Protoplasmas von Amöben wegampuliert, so daß Kerne zurückblieben, die nur $\frac{1}{10}$ des normalen Protoplasma Gehalts an sich hatten. Und diese verbliebenen Amöben blieben trotzdem am Leben, konnten Nahrung fangen, verdauen und assimilieren, schließlich wieder zu normalen Amöben heranwachsen und sich teilen. Wir erfahren aus diesen Versuchen von Gruber, wie außerordentlich gering die Protoplasmanmenge sein kann, die zu einem normalen Funktionieren der Zelle neben dem Kern genügt ist.

Dieser Befund ist insofern interessant, als die künstlich protoplasmaarm gemachten Amöben von Gruber in den natürlichen Verhältnissen ihre vollkommene Analogie haben, nämlich in den Samenzellen, wo die Protoplasmanmenge auf einen ganz geringen Anteil reduziert ist. In der Samenzelle besteht die Hauptmasse, der Kopf des Spermiums allein aus Kernsubstanz, nur der dünne und unscheinbare Schwanz oder die bewegliche Geißel aus Protoplasmasubstanz.

So ahnen die Versuche von Gruber bis zu einem gewissen Grade das Verhältnis nach, wie es bei der Samenzelle in Wirklichkeit vorhanden ist.

In den verschiedenen Vererbungslehren wird heute der Schwerpunkt im Kern gesetzt, weil der Augenschein uns lehrt, daß die Samenzelle namentlich aus Kernsubstanz besteht. Aber die neuen Versuche von Gruber sagen uns, daß diese einseitige Veranschaulichung der Kernsubstanz in der Diskussion von Vererbungslehren nicht gerechtfertigt ist, daß die Annahme, daß allein der Kern der Träger der Vererbung ist, unrichtig ist. Zum normalen Ablauf des Stoffwechsels der Zelle gehört stets und unbedingt eine bestimmte, wenn auch geringe Menge von Protoplasma, und ganz geringe Mengen von Protoplasma sind geeignet, den Stoffwechsel der Zelle oder der lebendigen Substanz so zu beeinflussen, daß er überhaupt erst ermöglicht wird. Wir haben also gar keine Veranlassung, nur vom Kern als dem Träger der Vererbung zu sprechen, weil uns in der männlichen Fortpflanzungszelle namentlich die Kernsubstanz an Masse imponiert: die ganze Samenzelle ist Träger der Vererbung.

Ein viereinhalb Jahre andauernder Schlafzustand.

Einen einzig dastehenden Fall von ununterbrochener viereinhalb Jahre dauernder Schlafsucht hat Prof. Eulenburg in Berlin bei einem 51 Jahre alten Mann beobachtet. Der Zustand stellte sich im Anschluß an eine Kopfverletzung beim Aussteigen aus der Tramway ein. Der Patient lag in stets gleichbleibender Haltung bewegungslos im Bett. Nach Ablauf dieser Zeit erwachte er, und zwar erfolgte das Erwachen ganz allmählich. Der gesamte Eindruck war der eines aus einem tiefen Schlaf langsam Erwachenden, noch gänzlich Verträumten. Es erfolgte nunmehr eine weitere fortschreitende allmähliche Besserung. Der Wlad wurde belehrt, der Patient fing an sich allein an- und auszuziehen und Bewegungen zu machen. Er blieb zunächst den ganzen Tag auf, lag aber in der Regel nachts mit geschlossenen Augen schlaflos. Dann fing der Patient an, wieder regelmäßig zu schlafen, er aß und trank reichlich, nahm infolge dessen an Körpergewicht zu. Von den Erlebnissen, die zu seiner Erkrankung führten, wußte er nicht das geringste, er erinnerte sich aber, daß er ein Amt gehabt, daß er vieles jedoch verloren habe. Bald konnte er sich jedoch um eine für ihn geeignete Bureaufstellung bewerben, er hatte auch das Glück, eine solche zu finden und ist darin seit längerer Zeit zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten tätig. Er arbeitet dort täglich längere Zeit, sein körperliches Befinden ist befriedigend, und außer der fehlenden Gesichtsfarbe erinnert nichts mehr an die frühere schwere Krankheit.

Die Verdaulichkeit der Pilze.

Die Nachprüfung der Nährwerte des Friedenthalischen Strohmehles führte Levy und von der Heide auch zu Untersuchungen über die Verdaulichkeit der Pilze. Die Ergebnisse dieser Arbeit wurden in der physiologischen Gesellschaft in Berlin vorgetragen. Daß die Pilze, so wie sie gewöhnlich geerntet werden, trotz ihrem reichen Gehalt an organischen und besonderen stickstoffhaltigen Bestandteilen ein verhältnismäßig wenig wertvolles Nahrungsmittel sind, ist seit langem bekannt. Es liegt dies wohl an der schlechten Ausnutzung ihres Nährstoffinhalts.

Es war daher der Gedanke naheliegend, das Friedenthalische Prinzip der feinsten Vermahlung hier bei einem an Nährstoffen reichen Nahrungsmittel anzuwenden und so festzustellen, ob hierdurch die Ausnutzung gebessert würde. Die beiden Untersucher haben an sich genaue siedentägige Stoffwechselversuche mit feinst vermahlener Steinpilze angestellt. Durch die mehlfine Vermahlung wurde aber keine Verbesserung in der Ausnutzung erzielt. Das Prinzip der feinsten Vermahlung der Vegetabilien zum Zwecke der besseren Ruhbarmachung ihres Inhalts für Ernährungszwecke hat demnach keine allgemeine Gültigkeit.

Notizen.

Vorträge. Heute Dienstag, den 16. Juni, findet im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Potsdamer Str. 120) zur Erläuterung der Sonderausstellung „Schule und Krieg“ ein letzter Vortragabend statt. Geh. Oberregierungsrat Dr. Ballat spricht über „Kriegszeichnungen von Schülern“. Im Anschluß an den Vortrag wird eine Auswahl aus den für die Ausstellung eingelangten Schülerzeichnungen vorgeführt. Beginn 8 Uhr pünktlich, Eintritt frei.

Wäcker haben ihre Schicksale. Der sämtliche Schriftsteller Stijts Streubels ist wegen seinem ziemlich objektiv gehaltenen Kriegstagebuch, aus dem auch der „Vorwärts“ Proben veröffentlicht hat, von belgischen Zeitungen beschimpft worden. Andererseits haben deutsche Beurteiler aus der Objektivität dieses Literatur ganz ungerechtfertigte politische Schlüsse gezogen. Wie die „Blaumische Stern“ mitteilt, sind die vielumstrittenen Wändchen des Streubelschen Tagebuches jetzt im deutschen Stappengebiet verboten worden.

Annunzio kein Pole. Die Meldung des „Neuen Westfälischen“, daß nach Mitteilungen des ehemaligen österreichischen Ministers des Reichs, Grafen Goluchowski, Annunzio polnischer Abkunft, sein Vater ein Adokat Dr. Kappaport gewesen sei, wird jetzt demontiert. Die „Oesterreichisch-Polonische Union“ hat bei dem Minister Goluchowski angefragt, ob diese Behauptung zutreffend ist, und die Antwort erhalten, daß er niemals eine solche oder ähnliche Äußerung getan habe.

Ueber den Ausdruck „Kagelmacher“ für die Italiener haben wir vor kurzem eine Erklärung. Die „Frankfurter Zeitung“ hat inzwischen eine ganze Reihe verschiedener Deutungen gebracht und schreibt nun u. a.: „Mehrere Zuschriften suchen und finden den Ursprung des Wortes auf einem ganz anderen Gebiete, nämlich auf dem der geschlechtlichen Verhältnisse; sie gehen meißt von dem italienischen cazzo aus. Die Beweise für diesen Ursprung scheinen uns nicht durchschlagend zu sein; es sprechen dafür nicht nur etymologische Bedenken, sondern vor allem der Umstand, daß die Zotenhaftigkeit bei der Aufteilung von Epik und Spottromanen wohl bei Romanen und Slawen, nicht aber bei Germanen angetroffen wird. Es müßte denn sein, daß die Alpen-Deutschen, die den Italienern das „Kagelmacher“ aufgehängt haben, sich dieser Bedeutung des Wortes nicht bewußt waren.“ Diese „Wissenschaftlichkeit“ eines so großen Blattes ist beachnend. Bekanntlich sind alle Sprachen von vollständigst herber erotischer Ausdrücke durchsetzt, die man beim „Feinde“ natürlich — Zotenhaftigkeit nennt!

Gegen das Esperanto richtet sich jetzt eine eifrige vaterländische Propaganda aus Kreisen des Deutschenationalen Handlungsgehilfenverbandes. Das bringt manchen begeisterten Esperantisten in einen schweren Konflikt zwischen seinem Stedensperd und seinem Patriotismus. Wir sehen der Zuspitzung dieser Gegensätze mit aufrichtiger Besorgnis zu.

Eine Tauchtiefe von 88 Meter wurde nach der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“ bei den Versuchsarbeiten des bei Honolulu gesunkenen Unterseebootes „F 4“ der Marine der Vereinigten Staaten erreicht. Die Luft wurde hierbei dem Taucher aus einem Druckbehälter anfließt wie bisher durch eine Handpumpe zugeführt. Beim Auftauchen machte der Taucher in verschiedenen Tiefen Pausen, um den Druck nach und nach auszugleichen.

URANIA
Taubenstraße 48/49.
8 Uhr:
Zum ersten Male:
An den Grenzen von Südtirol und Italien.

Voigt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Tägliche Vorstellungen.
Eine Nacht in Berlin
Volksstück mit Gesang in 3 Akten.
Erstklassiges Varieté
Kaffeneröffnung 10 Uhr. Anf. 4 Uhr.

Rose-Theater.
8 1/2 Uhr: **Unsere Prachtmädel.**
Gartenbühne: **Die Försterchristi.**

Walhalla-Theater.
8 Uhr: **Eine Meile in der Minute.**
Gartenbühne: **Apollo-Sänger.**
Beratungsvorsteher: Alfred Wielepp, Neufölln. Für den

Theater für Dienstag, den 15. Juni.

Berliner Theater
8 Uhr: **Extrablätter!**

Deutsches Künstler-Theater
8 1/2 Uhr: **Die Schöne vom Strand**

Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
8 Uhr: **Iphigenie in Aulis**

Friedrich-Wilhelmstadt. Theater
8 1/2 U.: **Eine unmögliche Frau.**

Kleines Theater
8 Uhr: **Jettchen Gebert**

Lessing-Theater
8 Uhr: **Seine einzige Frau**

Lustspielhaus
8 1/2 U.: **Herrschaftl. Diener gesucht**

Montis Operetten-Theater
8 Uhr: **Hoheit tanzt Walzer**

Schiller-Theater O.
8 Uhr: **Der blinde Passagier**

Schiller-Th. Charlottenbg.
8 Uhr: **Wohltäter der Menschheit**

Thalia-Theater
8 Uhr: **Der Raub der Sabinerinnen**
Striese, Theatordirektor: Kgl. Sächss. Hofschauspieler Hanns Fischer als Gast.

Theater am Nollendorfpl.
8 1/2 U.: **Immer feste druff!**

Theater in der Königgrätzer Straße
8 Uhr: **Rausch**

Theater des Westens
8 Uhr: **Der brave Fridolin**

Trianon-Theater
8 1/2 Uhr: **Die Heiratschule**

Volksbühne-Theater am Bülowplatz
Hierauf: **Die Lokalbahn.**

WINTERGARTEN
Guido Thielscher
„Venus im Grünen.“
Operette in 1 Akt v. Rud. Lothar.
Musik von Oskar Straus.
Mitwirkende:
Elsa Berna Lotte Werkmeister
Thalia-Theater, Berlin
Karl Bachmann Julius Spielmann
sowie der
vom Publikum und Presse
glänzend beurteilte
Juni-Spielplan.

Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek
Jedes Heft 20 Pfg.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Säng. Anf. 8 U.
Zum Schluß:
Im Schützengraben
Militärisch. Zeitbild von Meißel. Militärfunktionen u. deren Angehörigen vollkommen freier Zutritt zu b. Stett. Sängern.

In Freien Stunden
Die
Wochenschrift für Arbeiterfamilien
Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

Palast
Theater
Tägl. 8 Uhr. Sonntags 3 1/2 u. 8 Uhr
Ein Programm, von dem Berlin spricht!
R. Steidl — H. Bender
Sämtl. Schlager neu für Berlin
Adelmanns ? Palm?
u. die weiteren auserwählten
Juni-Spezialitäten.
Kl. Preise. Angen. köchl. Aufenthalt

Heines Werke
3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts

H. & P. Uder, Berlin SO. 16, Engel-Afer 5.
Tabak-Großhandlung und Tabakfabrik.
Spezialität: Nordhäuser Kautabak von
G. A. Hanewacker, Grimm & Triepel.
Stets frisch zu den äußersten Engrospreisen.
Amt Moritzpl. 3014.